

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 10

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

Eine Nummern-Operette

Zu Martin Walsers Roman «Ohne einander»

Martin Walser hat einen Tick. Er beurteilt Romane gern nach ihrem letzten Wort. Das machte seinen Spott über Thomas Mann so leicht; denn der schrieb unter seine Romane oft nur das eine Wort: ENDE. Wie einfallslos, meinte Martin Walser.

Nun hat Martin Walser seinen letzten Roman etwas einfallsreicher geschlossen. Dessen beide letzten Wörter heißen «ohne einander», und die hat Walser (wie man hört: gegen den Verleger durch- und) auf den Titel seines neuen Buches gesetzt¹.

Das Buch «*Ohne einander*» ist laut Gattungsbezeichnung auf dem Cover zwar ein Roman, aber eigentlich eine als Roman verkleidete dreiaktige Komödie – was immerhin erklärt, dass darin unentwegt geredet wird. Auch die fast aristotelische Wahrung der Einheit von Ort, Raum und Zeit, und vor allem der Schluss passen auf die Komödie: Da erscheint das gesamte Personal, bevor es in Vergessenheit gerät, noch einmal auf der Bühne: In persona die Hauptfiguren, abzüglich der einen, die – erstmalig in einem Walser-Roman – im zweiten Akt verstorben ist; alle anderen melden sich noch einmal wenigstens per Stimme, am Telefon; aber das macht in Prosa ja keinen Unterschied.

Und dann läuft das dramatische Personal, laufen die Hauptfiguren dieses novellesken komödienartigen Romans auseinander:

Alf, der angesichts eigenen Versagens als Musiker und wegen desolater Fami-

lienverhältnisse um ihn herum schweisam gewordene Sohn, verlässt die Familie und geht als Laien-Dirigent zweier Senioren-Orchester nach Bernried.

Sylvi, die als Cello-Spielerin gescheiterte, nun um Siegestitel surfende Tochter, verlässt ebenfalls die Familie und geht nach München; ihr Abtritt wird begleitet von Ellen, ihrer und Alfs Mutter. Denn Sylvi braucht Trost, sie wähnt, schwanger zu sein von Ernest Müller-Ernst, dem 65jährigen Liebhaber ihrer Mutter: Ernest hatte, im zweiten Teil, Sylvi gerade noch im Schilf genommen, bevor Sylvi wiederum Ernest zum Surfen mitgenommen hat, wo es ihn dann so «gewaschen hat», dass er im See ertrunken ist.

Ellen, wie gesagt die Mutter von Alf und Sylvi, und ausserdem die Gattin des Schriftstellers Sylvio, ist Journalistin, freilich eine mit Schreibhemmung, die deshalb nur noch Interviews macht und Porträt-Gespräche führt. Sie muss, damit konstruiert Walser die wesentliche Handlung von Teil eins seines Romans, 108 Zeilen über einen Film schreiben, und die hat sie sich schliesslich schreiben lassen vom «Studienrat», dem Korrektor des Verlags, und zwar gegen ein Honorar, das sie am Ende von Teil eins in Rückenlage auf dem Schreibtisch berappt.

Nur der Vater bleibt, wie immer Burgunder trinkend, zurück auf der Roman-Bühne im Nobelhaus am Starnberger, nicht, wie meist bei Walser, am Bodensee: Sylvio, der Schriftsteller, dem

die Lesewelt die Roman-Trilogie «Schwächling» – «Rohling» – «Feigling» verdankt. Er sitzt am Ende des dritten Teils am Schreibtisch und füllt ein Blatt Papier mit Wörtern, die er nach und nach wieder austreicht, bis nur zwei übrig bleiben – der Leser ahnt es: *«Und es stand da: ohne einander.»*

Ohne einander – das Buch endet, wie es begann. Die heftigen Sprachbewegungen dazwischen decken nur auf, was der Schluss konkret vorführt: Die Beziehungslosigkeit der Figuren, die im vielfältigen Beziehungswechsel oder in fast autistischer Sprachlosigkeit aufscheint oder demonstriert wird. Insofern ist das neue Buch Walsers nur die Überformung seiner anderen Romane: In Philippsburg wurden seinerzeit, in den fünfziger Jahren, die Ehen aus Karriereberechnungen geschlossen, das Wort «Beziehung» hatte damals eine besondere gesellschaftliche Note; und nun finden die Trennungen in einem Zustand statt, da nicht einmal mehr auf die Entwicklung von Beziehungen gehofft werden kann: Es geht nur noch um die schiere Erhaltung eines immer ungewisser werdenden *status quo*, um die schwierige Equilibristik des Lebens – und es ist nur konsequent, wenn die auf Dauer nicht klappt.

Darum ging es Walser in seiner Literatur ja immer: um die verfluchte Dividuität, um die Leiden produzierende Zerteiltheit des Menschen, um seine gesellschaftliche – berufliche und familiäre – Abhängigkeit.

Einst war Anselm Kristlein Martin Walsers *alter ego*: der im Konkurrenzkampf durchgeschüttelte Intellektuelle erst als Handels-Vertreter, dann als erfolgloser Schriftsteller. Nun ist Walsers Ich-Projektion wieder ein ziemlich erfolgloser Schriftsteller: Sylvio, gezeichnet mit der lässigen Ironie eines Autors,

der 40 Jahre seines Lebens mit Verve auf der Klaviatur der Bewusstseinsindustrie gespielt und der Öffentlichkeit die Gebärden der Zeit stets überzeugend zu offerieren verstanden hat.

Ich habe diesen neuen Roman Walsers zweimal gelesen.

Beim ersten Mal dachte ich: Ein Buch wie eine Talk-Show, in dem ein Thema nach dem anderen durchgeplaudert wird, auf zuweilen erheiternde und trefende, aber nicht sonderlich tiefsinnige Weise, in Skizzen wie auf Genrebildchen. Zum Beispiel über jenen Korrektor, der «Studienrat» genannt wird: *«Ellen kritisierte jeden, der Wolf Koltzsch in ihrer Gegenwart Studienrat nannte. Ellens Vater war Oberstudienrat gewesen. Französisch und Latein. Ihr geliebtes Französisch hatte sie von ihm. Er hatte sich frühzeitig pensionieren lassen müssen. Zu wenig Humor, hatte er gesagt. Ihm sei der Humor vergangen. Und war gleich gestorben. Il faisait ses adieux. Die Mutter hatte die Todesursache Seeleinfarkt genannt. Koltzsch sollte man nicht Studienrat nennen, sondern Tartuffe.»* So plaudert Walser, vom Hölzchen aufs Stöckchen kommend, unterhaltsam und parataktisch vor uns hin, freilich nicht ohne eine gewisse leicht nachzuvollziehende Hintersinnigkeit. Und so manche Passage wird wie eine heiter-satirische Schlüsselstelle über unseren Medien- und Literaturbetrieb gelesen werden. Zum Beispiel diese über Willi André König, genannt Erlkönig, den Kritiker jenes Blattes, in dessen Redaktion Ellen ihre Schreibhemmungen pflegt:

«Wenn (Ellen) nur den Namen dieses Beleidigungsspezialisten hörte, fühlte sie sich mit Sylvio verbunden (...). Was immer Sylvio veröffentlichte, was auch immer die anderen Kritiker über ein weiteres Buch von Sylvio schrieben, der Erl-

könig wies nach, dass Sylvio ein ermüdend umständlicher Plauderer sei. Nein, er wies es nicht nach, er gab es bekannt. Sein Stil war ein Bekanntgebungs-, also ein Verkündigungsstil. Laut und hallend. Viel zu laut für Ellens Empfindung. Ein Stil, hatte einmal jemand gesagt, in dem es andauernd donnert, ohne dass es geblitzt hat. Er rechtfertigte seine Übertreibungstonart mit dem Schmerz, den die schlechten Bücher in ihm produzierten. Niemand hätte gewagt, von ihm zu verlangen, dass er, der unter dem Schlechten litt, auch noch beweise, warum das, worunter er so litt, so schlecht sei. Wäre es nicht schlecht, würde er doch nicht darunter leiden! Er litt allerdings – und das war nun wirklich seine Begabung – auf eine lustige Art. (...) Ob er nun rühmte oder vernichtete, er tat es immer nach Art der Werbung. Die Wiederholung von Simplem machte ihn erfolgreich. Wer ihm zuhörte, durfte denken, da er den Erbkönig verstehe, verstehe er auch etwas von Literatur.»

Der Leser wird's erkennen und mögen.

Solches Erzählen, wie es sich über die 226 Seiten dieses Buches ergiesst, erinnert an die Walsersche Leidenschaft beim Vortrag seiner eigenen Texte, und ich empfand dieses Buch bei meiner zweiten Lektüre noch mehr als beim ersten Male als eine Nummern-Operette, deren Handlung eher nebensächlich zu sein scheint: eine Ansammlung charakterisierender Einfälle, blitzender Formulierungen, ja sogar zivilisationskritischer Gedanken – samt und sonders Notate aus Walsers täglich benutzten Schreibübungs-Kladden, die leider um eine allzu dürftige Geschichte gruppiert wurden.

Ein drittes Mal werde ich Martin Walsers Roman *«Ohne einander»* nicht lesen.

Aber vermutlich wird er ohnehin bald im Fernsehen als Dreiteiler erscheinen.

Heinz Ludwig Arnold

¹ Martin Walser, *«Ohne einander»*. Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1993.

Entlarvte Fiktionen

Andrea Simmen: «Landschaft mit Schäfer und anderen Reizen»

Andrea Simmen ist eine Geschichten-Erzählerin. Ihr erster, 1990 erschienener Erzählband *«Ich bin ich Opfer des Doppelpunkts»* enthält annähernd zwanzig, zum Teil nur wenige Seiten umfassende Erzählungen: Geschichten mit doppeltem Boden, die jeweils eine Situation reflektieren, ein Thema umkreisen. Jetzt hat Andrea Simmen mit *«Landschaft mit Schäfer und anderen*

Reizen» eine Sammlung von drei längeren, komplexeren Erzählungen vorgelegt, die wiederum voller Geschichten stecken: Geschichten in den Geschichten, die das Geschichten-Erzählen selbst zum Thema machen¹.

Das Einschalten von Binnenerzählungen ist in den drei Prosastücken poetisches Programm: *«Stichwortgeschichten und Liebesabenteuer»* erzählt der

verstorbene Grossvater der träumerisch veranlagten Enkelin. Er *«knurrt und zischt aus dem Erdreich»* die zahlreichen amourösen Episoden seines Bohemien-Lebens und behindert durch seine beständige Einmischung das (Liebes-)Leben der Enkelin, die ihn schliesslich phantasievoll-listig loswird, indem sie ihn mit der verstorbenen Grossmutter mütterlicherseits verkuppelt. Die Enkelin ist die Ich-Erzählerin dieses Textes. Jede Begebenheit, die ihr Erzählen streift, kann zu einer Geschichte werden, jeder Name, der beiläufig fällt, zum Stichwort für eine Abschweifung.

«Ich habe von uns fünf (...) eine Geschichte geschrieben», sagt die Erzählerin der zweiten Erzählung des Bandes zum graumelierten Schriftsteller, den sie zusammen mit drei weiteren Personen, welche die Phantasien ihrer Kindheit beschäftigt haben, auf einer Traminsel wiedertrifft. Auch der Schriftsteller hat sich Geschichten zu den fünf Personen ausgedacht, und beide Geschichten werden eine Nacht lang auf einem Hügel über der Stadt erzählt. Es sind phantasievolle Geschichten von verschiedenen Situationen und Konstellationen, zerschnitten und gemischt *«wie ein Kartenspiel»*, wie die Erzählerin sagt: sich auflösende *«Nicht-Geschichten»*. Am Morgen zwingt ein Wolkenbruch zur Flucht hügelab zur Traminsel. Dort löst sich, während das Tram mit den vier anderen *«hinunter zum Kunsthaus»* schaukelt, auch die Rahmen-Erzählung im *«Tränennebel»* der zurückbleibenden Erzählerin auf. *«Fotoroman ohne Bilder»* nennt Andrea Simmen diesen grossartig aus Nicht-Geschichten komponierten Text.

«C'est clair», die dritte Erzählung des Bandes, hat ebenfalls eine phantasierte Geschichte zum Inhalt, in der wiederum Geschichten eine wichtige Rolle spielen:

«erfundene Geschichten», deren raffiniert gesponnenes Netz schliesslich zu einem Mord führt. *«Claire hatte meine Geschichte verschlungen, wie ein gieriger Schakal die Gedärme der Antilope, ein neuer Aspekt des Verfalls, wie der Holzwurm ins Täfer, so konnte ich mich in ihre Seele fressen»* – solche Macht über ihre Gastgeberin Claire veranlasst die Erzählerin, eine arbeitslose junge Frau, dazu, ihre Fabulierkünste gegen Claires Hausangestellte, die Mutter der wegen ihrer Unverschämtheiten mit Mordgelüsten bedachten jungen Frau vom Arbeitsamt einzusetzen. Sie erzählt Claire eine *«Geschichte, die nicht ohne Folgen blieb»*: Claire vergiftet ihre Haushälterin. *«Als hätten wir die Geschichte einstudiert»*, vertuschen Mörderin und Anstifterin die Tat, die sich wie die ganze Geschichte um Claire nur in der Phantasie der Erzählerin abgespielt hat. Wahr sind schliesslich nur die Arbeitslosigkeit der Erzählerin und *«die Schrulle auf dem Arbeitsamt»*.

Die pralle Sinnlichkeit der Details, die schrille Musikalität der Sprache, das lebenswürdig heitere Temperament – solches und ähnliches hat die Kritik anlässlich ihres ersten Buches zum Teil überschwenglich und gelegentlich eher plakativ denn aussagekräftig an Andrea Simmens Prosa gelobt. Irgendwie stimmt das ja alles und gilt auch für *«Landschaft mit Schäfer und anderen Reizen»*; hier allerdings fällt zuallererst die Raffinesse auf, mit der die Autorin ihre Fiktionen entstehen lässt, um sie nach und nach (im wörtlichen Sinn) zu entlarven, aufzulösen. Sie tut dies scheinbar spielerisch, als liesse sie sich nur von ihrer Fabulierlust, ihren skurrilen Einfällen treiben. Doch erweisen sich, besonders vom Ende der Texte her gesehen, sprachliche Mittel und literarische Strategien als wohlgesetzt. Und

wenn auch einige der Binnen-Geschichten sich nach dem Lesen in Wohlgefallen auflösen, so bleiben viele Passagen und Wendungen nachhaltig im Gedächtnis, wie etwa die ebenso knappe wie treffende Reflexion über das «*Etwas werden*» in «*C'est clair*» oder die Verbindung des literarischen mit dem kulinarischen

Genuss: «*und ich schmecke förmlich die eingekochte Geschichte auf der Zunge, salzig, mit einem Goût von Estragon*».

Axel Ruckaberle

¹ Andrea Simmen: «Landschaft mit Schäfer und anderen Reizen», Zürich (Nagel & Kimche) 1993.

Literatur aus China und über China

Vor kurzem sind in der Volksrepublik China die kanonischen Bücher in die moderne chinesische Umgangssprache übersetzt worden. Dabei handelt es sich um die *Vier Bücher* (*si shu*) und die *Fünf Klassiker* (*wu jing*), die im ersten Jahrtausend vor Christus kompiliert worden sind und den Kern des konfuzianischen Schrifttums bilden.

Daraus ist ersichtlich, dass es selbst für Chinesen sehr schwierig geworden ist, die kanonischen Schriften zu lesen und zu verstehen, und ausserdem, dass China gleichzeitig mit der Politik der Reform und Öffnung sich gegenüber der eigenen, wiederholt geschmähten Vergangenheit aufgeschlossener zeigt und traditionelle Wert wie Pietät und Loyalität wieder stärker gewichtet.

Zu den ältesten Texten gehören das *Buch der Geschichte* (*Shujing*), das *Buch der Wandlungen* (*Yijing*) – im Deutschen besser bekannt unter dem Namen *I Ging* – und das *Buch der Lieder* (*Shijing*)¹.

Das *Buch der Lieder* entstand gleichzeitig mit den Homerischen Epen und mit den Psalmen des Alten Testaments und hat eine vergleichbare Bedeutung für den asiatischen Kulturraum wie jene für das Abendland.

Das *Shijing* besteht aus einer Sammlung von 305 lyrischen Gedichten, die nach traditioneller Auffassung von Konfuzius (551–479 v. Chr.) zusammengestellt worden sein sollen und denen, nachdem sie einmal kanonisiert waren, ein erbaulicher Sinn zur Erziehung der Jugend unterschoben worden ist.

Das *Buch der Lieder* gliedert sich in vier Teile, von denen die Volkslieder (*Guofeng*) am zahlreichsten sind. Mit 160 Gedichten enthält das *Guofeng* mehr als die Hälfte der Lieder. Dieser Teil des *Shijing* liegt nun in einer neuen deutschen Übersetzung von Heide Köser vor; die philologische Arbeit besorgte Armin Hetzer. Für den Fachmann ebenso wertvoll wie für den Laien ist das Nachwort, das formale und inhaltliche Aspekte unter die Lupe nimmt.

Der Inhalt ist vielgestaltig: Mit 51 Titeln überwiegen die Liebesgedichte; 34 Gedichte beschreiben das Leben am Hofe bzw. in der Umgebung der Landesfürsten; 33 Titel entfallen auf Themen wie Familie, Alter und Tod; 12 Lieder sind Hochzeitsgedichte.

Wer den Bereich der chinesischen Poesie in deutscher Übersetzung näher kennenlernen möchte, kann auf zwei

Anthologien zurückgreifen, die vor nicht allzu langer Zeit erschienen sind. Übersetzt und kommentiert worden sind beide Werke von Günther Debon. Sie tragen die Titel *Mein Haus liegt Menschen fern doch nah den Dingen*² und *Mein Weg verliert sich fern in weissen Wolken*³. Die erste Anthologie ist thematisch, die zweite chronologisch geordnet.

Beide Werke beschränken sich auf das alte China und auf das China der Kaiser. Das zwanzigste Jahrhundert ist nicht mehr berücksichtigt. Doch auch so noch muss die Auswahl recht schwierig gewesen sein. Denn allein für die Tang-Zeit (618–907) liegt eine kaum überblickbare Fülle von Gedichten vor, wie das folgende Beispiel zeigt: Ein Teil der besten Tang-Gedichte wurde Anfang des 18. Jahrhunderts in der «Vollständigen Sammlung der Tang-Dichter» veröffentlicht. Diese allein enthält 48 900 Gedichte von 2300 Dichtern.

Zu den berühmtesten Dichtern der Tang-Zeit gehören Li Taibo (701–762) und Du Fu (712–770). Debon hat in der chronologisch angeordneten Anthologie 38 Gedichte von Li Taibo aufgenommen, von Du Fu indessen lediglich vier.

Eine weitere beachtenswerte Sparte des chinesischen Schrifttums ist *Der klassische chinesische Roman*, den uns C. T. Hsia vorstellt⁴. Die englische Originalausgabe ist 1968 erschienen; die deutsche Übersetzung liegt seit 1989 vor. Helmut Martin bezeichnet diese Publikation im Nachwort als ein «literarhistorisches Standardwerk» (S. 361), mit dem sich kein gattungsgeschichtlicher Abriss messen kann.

Hsia zeigt in seiner Einleitung, wie sich aus der mündlichen Erzähltradition der Geschichtenerzähler auf den Marktplätzen und in den Teehäusern die Vor-

formen des Romans herauskristallisierten und wie schliesslich zwischen dem 14. und 18. Jahrhundert sechs grosse Romane entstanden, die heute im allgemeinen als Klassiker gelten.

Dabei handelt es sich um *Die Drei Reiche*, *Die Räuber vom Liangshan-Moor* bzw. um die *Geschichte vom Flussufer* (*Shuihu zhuan*), um *Die Reise nach Westen*, *Jin Ping Mei*, *Die Gelehrten* und um den *Traum der Roten Kammer*, wobei in der Kritik der Sachverständigen das letzte Werk, erstmals 1792 veröffentlicht, als der grösste aller chinesischen Romane gilt.

Es würde zu weit führen, in diesem Rahmen auf den Inhalt dieser Bücher einzugehen. Erwähnt sei lediglich, dass es sich hier nicht um ein zeitlich weit zurückliegendes Kulturgut aus der Geschichte Chinas handelt, sondern um einen Jungbrunnen, der von Generation zu Generation weitergeleitet worden ist und unter der chinesischen Jugend von heute sowohl auf dem Festland wie auch in Taiwan munter weitersprudelt.

Nicht mehr zu den Klassikern und auch noch nicht zur modernen chinesischen Literatur gehört der Roman *Die Reisen des Lao Can* von Liu E⁵. Der Verfasser wurde 1857 geboren und starb 1910 in der Verbannung in Xinjiang (Sinkiang), nachdem er in Ungnade gefallen war.

Sein Geschöpf, ein Arzt namens Lao Can, schlägt eine Beamtenkarriere aus zugunsten einer Bestandesaufnahme der politischen und sozialen Verhältnisse, wobei er mit allen, auch mit den unteren Gesellschaftsschichten in Berührung kommt und sich für das Gute einsetzt und das Böse, verkörpert in einem grausamen Präfecten, bestraft.

Der Roman stammt aus der ausgehenden Qing-Zeit und bildet, zusammen mit anderen Werken, die zwischen

1890 und 1920 publiziert worden sind, nach Helmut Martin «*gewissermassen den Schlussstein der autochthonen chinesischen Erzähltradition*». (S. 445)

Der Verlag hält fest, dass die vorliegende Übersetzung alle 29 Kapitel der Originalversion erfasst und daher als erste vollständige Übertragung der Reisen des Lao Can betrachtet werden darf.

Unter dem Schock der gewaltsamen Öffnung im 19. Jahrhundert durch die imperialistischen Mächte begannen aufgeschlossene Chinesen, an der Überlegenheit der eigenen Tradition zu zweifeln. Die Bewegung vom 4. Mai 1919 führte dann von der Skepsis zur Ablehnung.

Mit einer Wucht sondergleichen wurden die Fesseln der Tradition gesprengt, wurde – auf den Trümmern der Vergangenheit – der Boden für Neues gelegt. Gefragt waren nun Freiheit, Demokratie und Fortschritt nach abendländischen Mustern. Der Spielraum auf kulturellem Gebiet war gross, solange China politisch zerrissen war.

Mit dem Sieg der Kommunisten und der Gründung der Volksrepublik am 1. Oktober 1949 war ein neuer Rahmen für das kulturelle Leben gespannt. Kulturschaffende wurden verpflichtet, sich dem sozialistischen Aufbau zu widmen, mussten sich mit den Zielen der Kommunisten identifizieren.

Erst zwei Jahre nach dem Tode Maos, genauer: nach dem 3. Plenum des XI. Zentralkomitees vom 18.–22. Dezember 1978, als Deng Xiaoping faktisch die Macht übernahm und eine zweite Revolution initiierte, wurde den Künstlern mehr Freiheit zugestanden.

Nach der blutigen Niederschlagung der Demokratiebewegung am 4. Juni 1989 legte sich wieder Frost über das literarische China. Wie lange er dauern

wird, ist ungewiss, obwohl Signale wie das Festhalten an der Theorie vom Anfangsstadium des Sozialismus vermuten lassen, dass die ideologische Front wieder durchlässiger und der Freiraum grösser geworden ist, als man allgemein vermutet.

Einen leichten Einstieg in die zeitgenössische Literatur, d. h. in die Literatur der achtziger Jahre, bietet der von Helmut Martin und Christiane Hammer herausgegebene Sammelband mit Texten moderner Autoren unter dem Titel: *Die Auflösung der Abteilung für Haarspalterei*⁶.

Die Titelgeschichte stammt von Wang Meng, einem der markantesten Schriftsteller der Gegenwart. Der 1934 in Peking Geborene wurde 1957 eines der prominentesten Opfer der Bewegung gegen die Rechtsabweichler. Er wurde aus der kommunistischen Partei ausgeschlossen und von 1958 bis 1962 zum Arbeitseinsatz in der Hauptstadt verpflichtet. Von 1963 bis 1979 lebte er in Xinjiang (Sinkiang), wohin er zur «*Umerziehung*» geschickt worden war. Dann wurde er rehabilitiert und konnte sich erneut der Schriftstellerei zuwenden. 1986 wurde er Kulturminister, 1989, nach dem 4. Juni, trat er zurück.

Die 1981 entstandene Kurz- oder Minigeschichte beginnt folgendermassen:

«*Die Abteilung für Haarspalterei der Haargarnfabrik hielt ihre 106. ordentliche Versammlung ab. Abteilungsleiter Zögerlich leitete die Versammlung, ausser ihm nahmen zwölf stellvertretende Abteilungsleiter und ein Sekretär teil.*»

Nach der Eröffnung der Versammlung verkündete Abteilungsleiter Zögerlich, «*die Tagesordnung dieser Versammlung sehe eine Erörterung der neuesten Technologien für das Spalten von Mäusehärcchen sowie die Wahl einer*

«verdienten Persönlichkeit» auf dem Gebiet der Haarspalterei vor».

«Der erste stellvertretende Abteilungsleiter legte dar, welche Fortschritte man bei der Anwendung einiger neuer Technologien gemacht habe... Dies betraf z. B. Haarspalterei mit plötzlicher Kehrtwendung; Haarspalterei unter Seufzen; Haarspalterei auf Versammlungen; Haarspalterei im dienstlichen Schriftverkehr; Haarspalterei als Taiji-Schattenboxen sowie gebrummelte Haarspalterei.»

...

«Der sechste stellvertretende Abteilungsleiter machte den Vorschlag, das Gremium um zwei junge, kräftige stellvertretende Abteilungsleiter zu erweitern und die Abteilung zu vergrössern, unterhalb der Ebene der Abteilung solle man sechs Sektionen einrichten, und zwar eine Sektion für einführendes Haarspalten, eine Sektion für fortgeschrittenes Haarspalten, eine Sektion für gemeinsames Haarspalten, eine Sektion für Freizeit-Haarspalterei, eine Sektion für chaotische Haarspalterei sowie eine Sektion für hinterfotziges Haarspalten».

Nach weiteren Voten wurde die Sitzung unterbrochen, weil der Sekretär telefonisch ersucht worden war, einen Erlass im Empfang zu nehmen. Als er zurückkam, verlas er den folgenden Erlass:

«Es ergeht die Weisung, die Einrichtungen der Abteilung für Haarspalterei sofort aufzulösen...»

«Abteilungsleiter und stellvertretende Abteilungsleiter blickten einander leicht betreten an.»

Die Geschichte endet mit dem Satz: «Es ist nicht ganz klar, wer zum Schluss die Bemerkung machte: «Das hätte schon längst geschehen sollen».» (S. 116–118)

Helmut Martin äussert sich im Nachwort wie folgt zu dieser Literatur: «Einen ähnlichen Aufbruch in die Mo-

derne wie im vergangenen Jahrzehnt hatte es nur in den zwanziger und dreissiger Jahren der jungen, schwachen Republik gegeben. Radikale chinesische Kulturkritiker haben alle anderen literarischen Perioden... als literarisch irrelevant beiseite geschoben...» (S. 290)

Aus sicherer Distanz zu China, aus Frankreich, hat Ya Ding seinen in französischer Sprache geschriebenen Roman *Die Erben der sieben Reiche* verfasst⁷. Ya Ding, 1956 in Nordchina geboren, studierte ab 1977 Französisch an der Beida, der berühmtesten Hochschule Chinas; 1985 wurde er als Übersetzer von Sartre, Camus und Baudelaire nach Paris eingeladen, wo er seither lebt.

Der Titel des Romans bezieht sich auf das China im ersten Jahrtausend vor Christus, als das Land in sieben Reiche geteilt war, die alle ihre Eigenart ins chinesische Kaiserreich (221 v. Chr.–1911) einbrachten, die nach Ansicht von Ya Ding die Menschen bis heute prägt.

«Das Gebiet von Peking», schreibt er eingangs, «teilten sich die alten Reiche Yan und Zhao. Die Menschen dort sind für ihre Klugheit, ihre Redlichkeit und ihren Wahrheitssinn bekannt, ihr Schicksal steht daher unter einem tragischen Stern.»

Ya Ding hat mit seinem Roman die Geschichte der Bewegung für Demokratie und Freiheit von 1989 vorweggenommen, wenn auch nicht in ihrer ganzen Tragik und Tragweite.

Im Zentrum der Handlung stehen einige Studenten und Studentinnen, unter ihnen der Aktivist Liang. Ausserdem finden wir einen Arbeiter namens Wei, der seine Stelle in der Fabrik aufgegeben hat und «einen Ort für sich allein zu finden» hofft, «einen Ort unge-trübten Glücks». (S. 12)

Liang und seine Kommilitonen wol-

len aus der Tradition ausbrechen und die Gesellschaft verändern. Sie plädieren für mehr Meinungsfreiheit und Demokratie und wollen dafür demonstrieren.

Doch die Polizei schreitet ein und versucht, die Demonstration niederzuschlagen. Liang, an der Spitze des Zuges, wird niedergeknüppelt und erwacht erst im Gefängnis. Sein Zellen-genosse Wei erklärt ihm, dass die Polizei den Studenten schliesslich erlaubt habe, auf dem symbolträchtigen Platz des Himmlischen Friedens im Zentrum Pekings zu demonstrieren, während er, Wei, verhaftet worden sei, weil er in den Strudel der demonstrierenden Studenten geraten sei und bei der Kontrolle keinen Studentenausweis vorzeigen konnte.

Die Ereignisse von 1989 haben im allgemeinen dazu beigetragen, dass die Vergegenwärtigung und Verarbeitung der «Kulturrevolution» (1966–1976), der grössten Katastrophe in der Geschichte der Volksrepublik China, in den Hintergrund gedrängt wurde, obwohl gerade die Angst vor einem erneuten und vergleichbaren Chaos die Niederschlagung der Demokratiebewegung begünstigt hat.

Bei Dao, 1949 in Peking geboren, befasst sich in seinem Roman *Gezeiten* mit dieser Periode und ihren Folgen⁸.

Die Handlung des Romans ist so einfach, dass sie keinen Aufschluss über seine sprachliche und stilistische Qualität geben kann. Diese besticht sowohl durch die Dichte der Sprache als auch durch die Präzision der Aussagen, womit «*Befindlichkeiten*» der Akteure eingefangen werden.

Im Zentrum der Handlung stehen Xiao Ling (23), eine Hilfsarbeiterin mit belastender Rotgardistenvergangenheit, und Yang Xun (25), auch ein ehemaliger Rotgardist, der während der

«Kulturrevolution» eine Zeitlang als politischer Häftling im Gefängnis war. Zwischen ihnen bahnt sich eine Beziehung an, die an der nach und nach zu Tage tretenden Vergangenheit von Xiao Ling zerbricht.

Bei Dao schildert mit diesen beiden Protagonisten auf eindrückliche Art verschiedene Aspekte der alle menschlichen Beziehungen zerstörenden «*Kulturrevolution*» und die Hoffnungslosigkeit der in ihr aufgewachsenen Jugend.

Helmut Martin fasst in seinem Nachwort die Trostlosigkeit des Romans, die bereits der Titel andeutet, zusammen mit den Worten: «*Der Roman zeigt das Menschenschicksal als eine aufsteigende Woge, das Werk bricht ab, als die Welle in sich zusammenstürzt. Der Leser wird entlassen in der Gewissenheit, dass neue Wellen hereinbrechen und dieses Auf und Ab der Gezeiten sich fortsetzt.*» (S. 200 f.)

Aus der deutschsprachigen Literatur über China seien abschliessend zwei Werke vorgestellt, die für einen verhältnismässig grossen Leserkreis von Interesse sein dürften. Dabei handelt es sich um *Das Antlitz Chinas* von Wolfgang Bauer und um *China und die Weltgesellschaft* von Jürgen Osterhammel.

Der Münchner Sinologe Wolfgang Bauer nennt seine Arbeit im Untertitel *Die autobiographische Selbstdarstellung in der chinesischen Literatur von ihren Anfängen bis heute*⁹.

Den auf den ersten Blick Verwirrung stiftenden Begriff «*autobiographische Selbstdarstellung*» erklärt Bauer im Vorwort wie folgt: Seines Erachtens hat nicht jede Äusserung, die man autobiographisch nennen kann, etwas mit Selbstbeschreibung zu tun, während umgekehrt nicht jede Selbstbeschreibung zugleich auch autobiographisch sein muss.

Bauer schreibt: *«Es erweist sich somit als notwendig, die Selbstbeschreibung, die im Mittelpunkt unseres Interesses stehen soll, von der Autobiographie abzuheben, ein Unterfangen, das deshalb nicht ganz einfach ist, weil die Bedeutungskreise von beiden sich tatsächlich stark überschneiden.»* (S. 17)

Nach seiner Auffassung *«haben Autobiographie und Selbstdarstellung offensichtlich das gemeinsam, dass bei ihnen der Autor nicht nur Subjekt, sondern auch das Objekt der Darstellung ist.»* (S. 17)

Doch es gibt *«autobiographische»* Literatur – Memoiren und Tagebücher zum Beispiel –, in denen der Verfasser selbst keineswegs das wirkliche Thema ist, sondern *«die Dinge, die er erlebt, die Menschen, die er gekannt hat»*: *«Ob ein Werk tatsächlich autobiographisch ist oder nicht, liegt also daran, inwiefern die Kehrtwendung zum Ich vollzogen ist.»* (S. 17)

«Völlig verschieden in ihrer Natur sind Autobiographie und Selbstbeschreibung jedoch dann, wenn man sie daraufhin betrachtet, wie stark bei ihnen die historische Komponente in der Darstellung betont wird. Soweit die Autobiographie, wie ja der Name sagt, die Beschreibung eines Lebens darstellt, ist sie ohne zeitliche Gliederung nicht vorstellbar ... Die Selbstbeschreibung dagegen ist ihrem Charakter nach nicht bloss von jeder chronologischen Schilderung entbunden, sondern prinzipiell auch von der Schilderung eines <Lebens>, ja vergangener Ereignisse überhaupt. Für sie zählt an sich nur der Augenblick, in dem, in einer plötzlichen Wendung, das Ich in den Blick gerät.» (S. 17 f.)

Um die Studie überschaubar zu machen, beschränkt sich Bauer auf die *«Selbstbeschreibung»*, *«auf jene Darstellung also, in denen der Autor sich tat-*

sächlich selbst zuwendet und sein Ich in seinem einzigen, vielschichtigen, geschlossenen Portrait zusammenfasst.» (S. 22)

Wolfgang Bauer breitet den Stoff seines monumentalen Werkes, an dem er dreissig Jahre lang gearbeitet hat, in über 900 Seiten aus. Den Titeln der neun Kapitel, die das Buch gliedern, ist zu entnehmen, dass es Bauer nicht einfach darum geht, einen historischen Überblick über die verschiedenen Möglichkeiten der Selbstdarstellung zu geben, sondern vielmehr darum, diese im Kontext der chinesischen Geistesgeschichte zu präsentieren und zu analysieren.

Die Überschriften der einzelnen Kapitel lauten: 1. Das Ich und die Einsamkeit (600–200 v. Chr.), 2. Historiker und Philosophen (200 v. Chr. – 200 n. Chr.), 3. Helden und Eremiten (200–600), 4. Mönche und Poeten (400–900), 5. Beobachter, Loyalisten und Diskriminierte (900–1400), 6. Stoiker und Exzentriker (1400–1700), 7. Realisten und Romantiker (1700–1880), 8. Schriftsteller und Propagandisten (1770–1940), 9. Bekenner und Kritiker (seit 1920).

Teil drei des 9. Kapitels befasst sich mit *«Bekenntnis, Selbstbekenntnis, Selbstkritik»*. Hier stösst Bauer überraschend, doch durchaus folgerichtig, aus der Geschichte zur Gegenwart vor und verhilft seinem Buch zu einer Aktualität, die ursprünglich sicherlich nicht beabsichtigt war.

Im Blickpunkt steht die Frage nach den endogenen und exogenen Faktoren zur Gedankenreform, die auch für die chinesischen Kommunisten einen zentralen Stellenwert gehabt hat und wohl immer noch hat und die im Westen als *«Gehirnwäsche»* bekannt geworden ist.

Dabei kommt Bauer auch auf das Bekenntnis des letzten Kaisers, Aisin Gioro Pu Yi (bzw. P'u-i; 1906–1967), zu

sprechen, dessen Schicksal seit der Veröffentlichung seiner Autobiographie – *«Die erste Hälfte meines Lebens»* – von einem breiteren Publikum zur Kenntnis genommen werden konnte und der mit der Verfilmung seines Lebens im Ausland zweifellos zum bekanntesten Kaiser Chinas geworden ist.

Die neuere Geschichte Chinas (1840–1949) ist neben ereignisgeschichtlichen Darstellungen im deutschen Sprachraum jahrzehntelang als *«Das Jahrhundert der chinesischen Revolution (1851–1949)»* verstanden worden (Wolfgang Franke), während im englischsprachigen Bereich das Thema mit Vorliebe unter dem Blickwinkel *«China's Response to the West (1839–1923)»* gesehen worden ist (Ssu-yu Teng und John K. Fairbank).

Eine neue Annäherung vermittelt Jürgen Osterhammel in seiner umfassenden Arbeit über *China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit*¹⁰. Wie der Titel anzeigt, geht es dem Autor in erster Linie darum, die neuere Geschichte Chinas mit der Geschichte der europäischen, amerikanischen und japanischen Grossmachtpolitik in Verbindung zu bringen und zu erklären.

Osterhammel selbst schreibt dazu: *«Es handelt sich hier nicht um eine moderne Geschichte Chinas an und für sich, sondern um eine perspektivische Interpretation am Leitfaden der wechsellvollen Einbindung des Landes in internationale Zusammenhänge.»* (S. XV)

Die chronologische Entfaltung der Geschichte Chinas in der Welt und zur Welt bildet den Hauptteil des Buches. Osterhammel präzisiert dazu:

«Dabei handelt es sich eher um eine interpretierende als um eine die Ereignisse in ihren Einzelheiten erzählend ausbreitende Darstellung.» (S. 19)

Der Verfasser breitet die Fülle seines Wissens in fünf Teilen aus: Im ersten Teil, *«Annäherungen»*, stellt er uns u. a. das Chinabild der Jesuiten vor. Teil zwei behandelt *«Die Spätblüte des alten China: Das Qing-Reich im 18. Jahrhundert»*. Der dritte Teil zeigt *«Das 19. Jahrhundert: China im Zeichen des Freihandelsimperialismus»*. Teil vier hat *«Die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts: China zwischen Unterwerfung und Widerstand»* zum Gegenstand. Teil fünf schliesslich gewährt einen *«Ausblick»* in die Geschichte der Volksrepublik China (1949–1989).

Osterhammel schliesst sein Werk ab mit der Erwähnung von drei Leitmotiven, die den von ihm ausgeleuchteten historischen Raum prägen; nämlich: (1) Chinas Haltung zur Aussenwelt, (2) China als Ziel der europäisch-amerikanisch-japanischen Expansion, (3) Chinas Integration in die Weltgesellschaft. *«Knapp etikettiert, handelt es sich um eine indigene, eine imperiale und eine globale Perspektive.»* (S. 390)

Der 1952 geborene, an der Universität Freiburg i. Br. tätige Jürgen Osterhammel schliesst seine profunde Studie mit den Worten:

«Die chinesische Revolution war keine <Revolution von aussen>, keine <importierte> und vom Ausland induzierte Revolution, so wichtig ein scharfer anti-imperialistischer Nationalismus stets für ihr Selbstverständnis blieb, so kräftig die Traditionen des europäischen Radikalismus auf sie wirkten und so unerlässlich für den Sieg der Kommunisten deren Bewährung im Kampf gegen die Japaner wurde. Unzählige Anstösse und Anlässe kamen zwar von aussen, und ihre Wehrlosigkeit vor einer langen Reihe von Aggressoren war ein krasses Symptom der Unzugänglichkeit der Alten Regime seit 1842. Doch die wichtigsten Ursachen und

Kraftquellen der Revolution lagen in China selbst. Nur weil die Revolution aus inneren Energien gespeist wurde, nur weil die politische, die wirtschaftliche und die kulturelle Kolonisation des riesigen Landes trotz eifrigster Bemühungen letztlich misslang, nur deshalb konnte in der Mitte des 20. Jahrhunderts in China einer der wenigen «starken» Staaten der aussereuropäischen Welt entstehen: ein Staat, der sich ungebetener Gäste entledigte und sich die Freiheit nimmt, Chinas Stellung in der Weltgesellschaft selbst zu bestimmen.» (S. 405)

Norbert Meinenberger

Besprochene Literatur

¹ Das Liederbuch der Chinesen, Guofeng. In neuer deutscher Übertragung von Heide Köser und Armin Hetzer. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1990. – ² Günther Debon, Mein Haus liegt menschenfern doch nah den Dingen. Dreitausend Jahre chinesische Poesie. Eugen Diederichs Verlag, München 1988.

– ³ Günther Debon, Mein Weg verliert sich fern in weissen Wolken. Chinesische Lyrik aus drei Jahrtausenden. Lambert Schneider Verlag, Heidelberg 1988. – ⁴ C. T. Hsia, Der klassische chinesische Roman. Eine Einführung. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1989. – ⁵ E. Liu, Die Reisen des Lao Can. Roman aus dem Alten China. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1989. – ⁶ Helmut Martin und Christiane Hammer (Hg.), Die Auflösung der Abteilung für Haarspalterei. Texte moderner chinesischer Autoren. Von den Reformen bis zum Exil. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1991. – ⁷ Ya Ding, Die Erben der Sieben Reiche. Benziger Verlag, Zürich 1990. – ⁸ Bei Dao, Gezeiten. Ein Roman über Chinas verlorene Generation. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1990. – ⁹ Wolfgang Bauer, Das Antlitz Chinas. Die autobiographische Selbstdarstellung in der chinesischen Literatur von ihren Anfängen bis heute. Carl Hanser Verlag, München 1990. – ¹⁰ Jürgen Osterhammel, China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit. C. H. Beck Verlag, München 1989.

Eine weitere Selbstbestimmungsrunde im Jura?

Nach den Vorstellungen der von alt Nationalrat *Sigmund Widmer* präsierten Konsultativkommission soll es im Jura nochmals drei Abstimmungsrunden geben – nicht sogleich, auch nicht in ein paar Jahren, aber in den ersten Jahrzehnten des nächsten Jahrtausends¹. Der Vorschlag geht von der richtigen Auffassung aus, dass solchen Plebisziten ein ernsthafter Dialog vorausgehen und damit eigentlich das nachgeholt werden müsse, was in den Jahren nach der ersten Selbstbestimmungsabstimmung von 1970 versäumt worden ist. *Herbert Lüthy* hat schon 1972 fest-

gestellt, es sei ein Irrtum zu glauben, mit einem Plebiszit Fragen entscheiden zu können, die vorher nicht beraten worden sind. Der einzig gangbare Weg zur Bildung eines nicht erzwungenen Mehrheitswillens sei die Einsetzung einer «*Assemblée Jurassienne*».

Wie bei jedem qualifizierten Gespräch wird man zuerst darüber reden müssen, worüber man reden möchte. Der Bericht Widmer ist diesbezüglich ziemlich offen und zugleich sehr bestimmt. Offen bleibt einstweilen, worin die Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen den «*Jurassiern im Norden wie*

im Süden» bestehen soll und wie die Garantien für die bernisch-jurassische Minderheit aussehen sollen. Fest steht dagegen, dass die Gründung eines neuen, gemeinsamen Kantons über ein bestimmtes Prozedere angestrebt werden soll.

Der Bericht Widmer hat zwei besonders positive Eigenschaften: Von ihm geht, und dies ist keine Selbstverständlichkeit, erstens eine Belebung der Jura-debatte aus. Gerade das wird zwar von denjenigen nicht gerne gesehen, die meinen, das Problem einfach aussitzen zu können, und hoffen, dass sich die Sache mit der Zeit von alleine erledige. Der zweite Vorzug besteht darin, dass er eben dem Verfahren eine Struktur und damit dem Reden über die Jurafrage auch die nötige Verbindlichkeit gibt.

Der Bericht aber hat auch zwei Schwachpunkte: Der eine liegt in der vagen Umschreibung und zurückhaltenden Analyse dessen, was der bundesrätliche Auftrag als «hängige Probleme» bezeichnet. Der andere ergibt sich aus dem zu einfachen Umgang mit der Selbstbestimmungsfrage. Diese Schwächen sind möglicherweise nicht zu vermeiden gewesen, weil das Gebot der Kürze und Handlichkeit keine tiefergreifenden Exkurse gestattete, obwohl die Kommissionsmitglieder, wie man annehmen darf, über das entsprechende Problembewusstsein und auch über die entsprechenden Einblicke verfügt haben.

Das öffentliche Gespräch kann aber nicht erst mit dem vorgeschlagenen Dialogprogramm einsetzen, es muss auch diese beiden Punkte diskutieren und hat sich seit dem Erscheinen des Berichts ansatzweise bereits in diese Richtung entwickelt. Der im Bericht vorgelegte Problembe-schrieb beschränkt sich einerseits auf die Aufzählung «belastender Ereignisse» und andererseits auf die pauschale Feststellung, dass die gegen-

wärtige Lage «als gespannt empfunden» werde, dass sich «die Spannungen in letzter Zeit eher noch verstärkt» hätten und (unter bestimmten Umständen) «die Situation noch gespannter wäre». Ferner wird eine gewisse Gefahr des Auseinanderbrechens des Berner Jura diagnostiziert. Das Gespräch wird demnach auch der Frage gelten müssen, was mit «Spannungen» eigentlich gemeint ist und wo die Erträglichkeitsgrenzen für solche Spannungen (die man ja auch als normal verstehen kann) liegen. Nicht diskutierbar wird im jetzigen Zeitpunkt allerdings die Frage sein, ob die Spannungen, wenn das ganze vorgeschlagene Prozedere einmal durchgespielt ist, in anderer Konfiguration überhaupt kleiner sein werden, als sie es jetzt sind.

Zur vertieften Erörterung der Lage gehört ferner eine konkretere Verständigung über die Frage, ob und inwiefern die beiden Jura einerseits wegen gemeinsamer Kultur und ähnlicher Wirtschaft eine Einheit bilden und andererseits wegen unterschiedlicher Mentalität und Konfession doch keine Einheit sind. Dazu gehörte allerdings auch die Frage, inwiefern Kombinationen von Ähnlichkeit ausschlaggebend oder mindestens von Vorteil sein sollen. Wenn ein Teil des Berner Jura gewissermassen dazu verurteilt sein soll, als Minderheit in einem «ganz anderen» Umfeld, nämlich dem alten Kanton Bern, zu sein als in einem zu sehr verwandten, dem heutigen Kanton Jura. Oder man kann sich überlegen, was denn die Frage der Kantonszugehörigkeit, wenn man von einigen handfesten, aber lösba-ren Sachproblemen absieht, überhaupt soll².

Die Auftraggeber unterstreichen es, die Beauftragten bekräftigen es: Allfällige Gebietsveränderungen müssten sich in «demokratischen Spielregeln» vollziehen! Damit kann man schnell

einverstanden sein, allerdings hat man damit den Kern des Problems nicht erfasst. Der heikle Punkt jeder Selbstbestimmungsproblematik ist doch die Definition bzw. Eingrenzung des Selbstbestimmungskörpers. Wer darf eine solche Einheit bilden? Ein einzelner Bezirk? Ein Teil, der sich zum Beispiel dem Kanton Neuenburg anschliessen möchte? Diese theoretisch berechtigte Frage wird in der Systematik des Widmer-Berichts nicht gestellt. Oder eine einzelne Gemeinde, auch wenn sie nicht Vellerat, sondern Roggenburg heisst? Ist eine territoriale Verbindung eine unerlässliche Voraussetzung oder kommen auch Enklave-Lösungen in Frage? Der Kommissionsbericht sieht für die drei Bezirke des Berner Jura erneut ein eigenes, aber nur kollektives Selbstbestimmungsrecht vor. Die Selbstbestimmungseinheit könnte als zu gross, sie könnte aber auch als zu klein empfunden werden. Bemerkenswerterweise hat sich gegen diesen Vorschlag in den Nordbezirken bisher kein Einspruch erhoben, obwohl dort eigentlich die Meinung vorherrscht, dass der Selbstbestimmungswille einzig in der «historischen» Gesamtheit, welche mindestens sechs Bezirke umfasst, erfragt werden soll.

Das Selbstbestimmungsrecht ist noch mit einer weiteren Fussangel versehen: Es wird in der Regel als grundsätzliches und darum *immerwährendes* Recht angesehen, aber immer nur zum *einmaligen* Gebrauch eingefordert. Der Bericht Widmer geht notwendigerweise von der gleichen Fiktion aus wie das Kaskadenszenario von 1970: Der Fiktion nämlich, das solche Plebiszite abschliessenden Charakter hätten gemäss der Formel: *Jura locuta, causa finita*. Vielleicht braucht es diese Fiktion. Müsste man indessen nicht ehrlicherweise doch zugeben, dass Zugehörigkeitsfragen wenigstens auf kantonaler Ebene (obwohl die Ausklammerung der nationalen Dimension noch einleuchtend begründet werden müsste) mit einem qualifizierten Zweidrittelsmehr stets neu gestellt werden könnten?

Georg Kreis

¹ Bericht der Konsultativkommission des Bundesrates und der Kantone Bern und Jura, 31. März 1993. – ² Vgl. den Beitrag des Verfassers Territoriale Identität und gesellschaftlicher Wandel. Ist der Streit um Kantonszugehörigkeit noch zeitgemäss? In: Lehrblätz Laufental. Hg. v. Andreas Cueni. Werd-Verlag, Zürich 1993.

Schärfere Konturen eines «intellektuell Neugierigen»

Publizistische Memoiren von Henry Louis Mencken

Kürzlich ist mit «*My Life as Author and Editor*» (*) der zweitletzte Memoirenband von Henry Louis Mencken, des wohl bedeutendsten amerikanischen Journalisten dieses Jahrhunderts¹, ver-

öffentlicht worden. Dem Mann mit dem legendären Kürzel HLM wurde in den zwanziger Jahren von *Walter Lippmann*, einem anderen bedeutenden liberalen Publizisten, der «mächtigste persönliche

Einfluss auf eine ganze Generation kultivierter Menschen» zuerkannt, was durchaus keine Übertreibung war. Der scharfzüngige Literatur-, Kultur- und Gesellschaftskritiker, politische Beobachter und Analytiker, autodidaktische Philologe – er schrieb das nach wie vor grundlegende Werk über die amerikanische Sprache² – und Connaisseur von Bier, Wein, Zigarren, feinem Essen und klassischer Musik, wurde wegen seiner gewandten Feder weitherum – je nachdem – gefürchtet oder bewundert. Viele haben versucht, seinen ganz eigenen Stil zu kopieren, was ein schwieriges Unterfangen ist. Von heutigen Zeitgenossen mögen am ehesten der konservativ-libertäre Satiriker *P.J. O'Rourke* oder *R. Emmett Tyrrell Jr.*, der Herausgeber der teils liberal-, teils neokonservativen Zeitschrift *«The American Spectator»* zu überzeugen. Zielscheiben von Menckens zuweilen ätzendem Spott waren die spiessige *«Booboisie»*, *Politiker*, der *Puritanismus* protestantisch-fundamentalistischer Prägung sowie die ultraamerikanischen *Hurrapatrioten*. Mencken förderte in seiner ersten Lebenshälfte Schriftsteller wie *Theodore Dreiser* oder *Sinclair Lewis*, die dem Realismus verpflichtet waren und eine amerikanische Literatur schufen, die möglichst eigenständig sein und sich von europäischen sowie insbesondere britischen Vorbildern abheben sollte. Als Vehikel dienten HLM die von ihm zusammen mit dem renommierten Theaterkritiker *George Jean Nathan* herausgegebenen Zeitschriften *«The Smart Set»* sowie *«The American Mercury»*³. Henry Louis Mencken war über 50 Jahre hinweg ein unheimlich produktiver Journalist und Buchautor, der zu seinen besten Zeiten bis zu 15 Stunden am Schreibtisch arbeitete.

Aus dem Nachlass

In den letzten Jahren sind zahlreiche Werke aus dessen Nachlass erschienen, die ein differenzierteres Bild vom legendären Publizisten ermöglichen: Der *Briefwechsel* mit seiner Frau *Sara Haardt*⁴ enthüllte zur allgemeinen Überraschung eine romantische, zärtliche Seite des gelegentlich auch etwas rabauzigen Mannes. Im nach dem Willen des Porträtierten bewusst erst 1989 publizierten *Tagebuch*⁵ erinnert er sich regelmässig des Todestages seiner Frau und beschreibt die Besuche an ihrem Grab. Wenn seinen schwarzen Bediensteten ein Unglück widerfuhr, sorgte er sich um sie auf rührende Weise. Mencken, der Befürworter des liberalen Minimalstaats, zeigte zugleich ein hohes Mass an sozialer Verantwortung.

In den letzten acht Jahren seines Arbeitslebens, das am 23. November 1948 brüsk endete, als er einen Herzinfarkt erlitt, von dem er sich zwar körperlich, nicht aber geistig erholte, erschienen sechs seiner bedeutenden Bücher im Druck: Die drei liebevoll, amüsant und heiter verfassten Erinnerungsbücher⁶ *«Happy Days 1880–1892»* (1940), *«Newspaper Days 1899–1906»* (1941) sowie *«Heathen Days 1890–1936»* (1943), die beiden Ergänzungen (*«Supplements»*) zu *«The American Language»* sowie der beeindruckende *«New Dictionary of Quotations»* (1942)⁷, in dem sich kluge Zitate selbst von etwas in Vergessenheit geratenen liberalen und libertären Denkern zu Themen wie individuelle Freiheit und Staat, Mann und Frau usw. finden. Selten einmal erlaubte sich HLM den Spass, ein von ihm selbst geschaffenes Bonmot unter einem Pseudonym in die Sammlung einzuschmuggeln.

In diesen letzten produktiven Jahren arbeitete er zudem an den zwei Memoirenbänden *«My Life as Author and Editor»* sowie *«Thirty-Five Years of Newspaper Work, 1906–41»* (baldige Veröffentlichung bei der *Johns Hopkins University Press*), die nach seinem Willen *«von niemandem geöffnet werden dürfen, unter welchen Umständen auch immer, bis zum 1. Januar 1980 oder 35 Jahre nach dem Tod des Autors, welches auch immer das spätere Datum sein mag»*. Die schweren Holzschachteln, welche die Manuskripte enthielten, blieben daher bis 29. Januar 1991 unter Verschluss.

Henry Louis Mencken bemerkt selbstkritisch in *«My Life as Author and Editor»*, obwohl das Jahr 1921 für ihn arbeitsintensiv gewesen sei, habe er wenig erreicht, das von fortdauernder Bedeutung gewesen wäre: Sein Problem sei es, dass er allzu viele Jobs ausübe. Er illustriert dies detailliert und folgert lakonisch, er sei *«ein verdammt Narr»*. Wenig später enden seine Memoiren; ein Herzinfarkt unterbricht ein dennoch insgesamt ungemein produktives Arbeitsleben. Der Leser erfährt daher nur wenig über den *«American Mercury»*, der unter seiner Leitung von 1924 bis 1933 anerkanntermassen die bedeutendste amerikanische Zeitschrift war. Mencken führte zahlreiche publizistische Innovationen ein, die derart beispielhaft waren, dass sie von der Konkurrenz häufig übernommen wurden. Immerhin berichtet der Herausgeber über die ihn ideell wie geschäftsmässig leitenden Prinzipien, die auch aus heutiger Warte als vorbildlich anzusehen sind.

Was *«My Life»* zu einer lesenswerten Lektüre macht, sind nicht zuletzt Menckens farbige und detaillierte Porträts von Schriftstellern, Publizisten und

Journalisten, die er oft aufgrund seiner Tätigkeit als Herausgeber des *«Smart Set»* persönlich näher kennenlernte: Sie reflektieren auf den Autor zurück und zeigen ihn als mitfühlenden, sensiblen Beobachter, der die Porträtierten frei von Ranküne, Neid und Bosheit in seiner Eigenschaft als Kritiker und Freund in ihren positiven Seiten zu stärken sucht und zugleich ihre amüsanten, menschlichen Eigenschaften offenlegt.

Besonders ausführlich widmet sich HLM dem sich mit grossen Problemen (Zensur, Frauengeschichten usw.) herumschlagenden Theodore Dreiser, der Menckens Gutmütigkeit bei vielen selbst eingebrockten Schwierigkeiten auf manch harte Proben stellte. Sein Fazit über den Dichter fällt daher am Ende drastisch aus: *«Er war im wesentlichen ein deutscher Prolet, tölpelhaft, mürrisch und misstrauisch gegenüber der gesamten Menschheit, und er blieb dies bis zum Kapitelende (...) Er vertraute niemandem und war gutem Willen gegenüber stets misstrauisch gestimmt, ausser wenn dieser von offensichtlichen Schwindlern vorgetäuscht war»*.

Sinclair Lewis' oft empörendes Verhalten ist Legende. Wiederholt schreibt Mencken über den Literatur-Nobelpreisträger: *«Wenn auch immer ich Sinclair Lewis traf, war er entweder Trinker oder Abstinenzler, weshalb meine Beziehungen mit ihm nie das wurden, was man vertraulich nennen würde, zumal ich mich unbehaglich gegenüber irgend einem Menschen fühle, der das eine oder das andere ist»*.

Berührt wird der Leser durch die Schilderung der tragischen Schicksale von *Scott Fitzgerald* (Alkoholismus) und seiner Frau *Zelda* (Wahnsinn) *Fitzgerald*, während die Charaktere von Künstlerinnen wie *Zoe Akins*, *Anita Loos*, *Julia*

Peterkin und *Ruth Suckow* freundliche Heiterkeit verbreiten. Mencken erweist sich als ein den Frauen im allgemeinen gallant gestimmter Porträtist, wenn man von Seitenhieben gegen Sinclair Lewis' (Ex-)Ehefrauen (namentlich die prominente Journalistin *Dorothy Thompson*), absieht. Seine Behauptung, diese hätten ihn als Künstler ruiniert, wird heute von der Fachwelt geteilt.

Der Rezensent bedauert, dass die Memoiren gerade da enden, wo der Autor beginnt, regelmässige Mitarbeiter des «*American Mercury*» zu skizzieren. So wird beispielsweise der ihm ideell besonders eng verbundene libertäre Publizist *Albert Jay Nock*⁸ namentlich erwähnt, ohne dass eine Würdigung dieser in persönlichen Dingen sekretiven Persönlichkeit erfolgen würde. «*Thirty-Five Years of Newspaper Work*» könnte eine – vage – Chance bieten, dass aus berufener Quelle neues Licht auf bisher wenig bekannte Fazetten von Nocks Charakter fällt...

Arbeitsmethoden Menckens

Der Interessierte erfährt Aufschlussreiches über die Arbeitsmethoden des Publizisten Mencken: Oft schrieb er zuerst eine – kürzere – Zeitungskolumne über ein bestimmtes Thema (Frauenfrage, Lage der Kultur in den Südstaaten, amerikanische Sprache usw.). Eine intensivere Auseinandersetzung führte anschliessend zu einem längeren Zeitschriftenartikel und schlussendlich zur Publikation eines Buches («*In Defense of Women*», «*The American Language*»; «*The Sahara of the Bozart*» in dem sechsbändigen Werk «*Prejudices*»). Sehr schönes Anschauungsmaterial bietet in dieser Hinsicht das 1991 erschienene voluminöse Werk «*The Im-*

possible H. L. Mencken. A Selection of his best Newspaper Stories» (**), in dem die Herausgeberin *Marion Elizabeth Rodgers* verdienstvollerweise zahlreiche schwer zugängliche Zeitungsartikel integriert hat, die bisher in keiner Mencken-Anthologie zu finden waren. Die geistige Spannweite des Publizisten, der mit Sachkenntnis, Witz, Ironie, gelegentlich auch etwas polternd über so grundverschiedene Fragen wie «*Reflexionen über den Journalismus*», über die Eigenschaft, Amerikaner zu sein, den Triumph der Demokratie, die amerikanische Szene, seine Heimatstadt Baltimore, über die Geschlechter- und die Schwarzenfrage(n), die Geschäftswelt (Banken usw.), die Parteienkongresse von 1904 bis 1948, «*lahme Enten*» (ein von ihm geprägter Begriff), über amerikanische Präsidenten sowie die *classe politique*, die Schaffung von Legenden, das Essen, die Musik, die amerikanische Sprache, die amerikanische Literatur und Literaten, den Buchhandel, Pädagogen, den legendären *Scopes-Prozess* (Thema: Unterbindung der Information über die Evolutionslehre im Schulunterricht in den Südstaaten), die Verfolgung der Juden in Deutschland, den Krieg, Südamerika und über «*Patrioten*» wie *Valentino* oder *Th. H. Huxley* schreibt, ruft Bewunderung hervor. Auffallend für den Leser ist ferner sein gesunder Menschenverstand, seine Fairness und sein scharfsinniges Urteilsvermögen. So schreibt der Libertäre, ein eingeschworener Feind des Totalitarismus, schon 1930 über den Kommunismus beinahe hellseherisch: «*Er wird wahrscheinlich völlig verschwinden, wenn das russische Experiment einen Höhepunkt erreicht und der Bolschewismus sich entweder zu einer kränklichen Imitation des Kapitalismus konvertiert hat oder mit einem Knall zusammenkracht*». Bereits 1936,

Jahrzehnte vor dem grossen Zusammenbruch vieler amerikanischer Sparkassen, analysiert er: «*Es wäre wahrscheinlich hilfreich, wenn die Operation von Banken auf Menschen mit einer vernünftigen Ausbildung im Bankwesen beschränkt wäre und deren Besitz auf Menschen mit substantieller finanzieller Verantwortung. Unter unseren gegenwärtigen Gesetzen steht es jedem ambitionösen Esel frei, eine Bank zu gründen und jedermann kann Geld auf deren Konten bringen.*»

HLM setzte sich 1938 beherzt für die freie Einreise aller deutschen Juden in die Vereinigten Staaten ein («*Help for the Jews*») und geisselte die in dieser Frage verlogene Haltung des damaligen amerikanischen Präsidenten *Franklin D. Roosevelt*, seiner *bête noire*. Ebenso unzweideutig engagierte er sich für die Zulassung der Schwarzen an bisher ausschliesslich Weissen vorbehaltenen Universitäten, gegen das Lynchen (was ihm Todesdrohungen eintrug) und für eine Öffnung der Tennisplätze für Schwarze in Baltimore. Zugleich erkannte er bereits in den dreissiger Jahren, dass der *Wohlfahrtsstaat* (Roosevelts «*New Deal*») bei Bedürftigen *fasche Anreize* setzt (Förderung von Passivität, Minderung des Selbstwertgefühls).

Mencken besass die seltene Gabe, in exzellentem Amerikanisch auf verständliche, oft amüsante und unterhaltende Art zu schreiben, so dass selbst einfache Menschen ihn verstanden; seine Zeitungsartikel wurden von breiten Kreisen gelesen. Die gebildeten Leserpelzte er gezielt mit seinen Zeitschriften(-aufsätzen) und seinen Büchern an. Es macht daher Sinn, dass «*The Impossible H. L. Mencken*» dem «*arbeitenden Journalisten gewidmet*» ist, wenngleich der Leserkreis weit darüber hinausgehen dürfte.

In seinen Memoiren meint der mit einem ausgeprägten Selbstvertrauen versehene Atheist HLM rückblickend auf sein Berufsleben, unter Wertung seiner natürlichen und selbsterworbenen Fähigkeiten einschliesslich seiner robusten Vitalität treffend, die Götter hätten ihn freundlich behandelt. Er nahm ob seiner Neigung zum Workaholic das Risiko eines Herzinfarkts mit allen Konsequenzen wissentlich, ja willentlich auf sich. Seine intellektuelle Neugier, seine Freude am Schreiben und Fabulieren, am «*absurden Spektakel der Politik und der amerikanischen Gesellschaft*» blieben ihm bis 1948 ungebrochen erhalten –, sie waren Triebfeder seines Arbeitens, seiner Lebensfreude. Dass der gegenüber reformerischen politischen Entwürfen skeptisch eingestellte Henry Louis Mencken bis zuletzt der «*fröhliche Libertäre*» (Murray N. Rothbard) blieb – dieser Eindruck verfestigt sich bei der Lektüre beider Bücher.

Andreas K. Winterberger

*H. L. Mencken: *My Life as Author and Editor*, edited and with an introduction by Jonathan Yardley, Alfred A. Knopf, New York 1993.

**Marion Elizabeth Rodgers, Editor: *The Impossible H. L. Mencken. A Selection of his best Newspaper Stories*, Doubleday, New York 1991.

¹ Andreas K. Winterberger: Henry Louis Mencken – Kämpfer für die Freiheit des Individuums. Zum 30. Todestag des grossen amerikanischen Journalisten und Essayisten, Zürichsee-Zeitung, 29. Januar 1986. –

² H. L. Mencken: *The American Language, An Inquiry into the Development of English in the United States*, the Fourth Edition and the Two Supplements, abridged, with annotations and new material, by Raven I. McDavid, Jr., Alfred A. Knopf, New York 1982. –

³ Andreas K. Winterberger: *American Mer-*

cury, Criticon 95, Mai/Juni 1986. – ⁴ Marion Elizabeth Rodgers, Editor: Mencken & Sara, A Life in Letters, McGraw-Hill Book Company, New York 1987. – ⁵ Henry Louis Mencken (Charles A. Fecher Editor): The Diary of H. L. Mencken, Alfred A. Knopf, New York 1989. – Andreas K. Winterberger: «The Diary». H. L. Menckens Tagebuch und das neueste Kesseltreiben der linken «Liberals», Criticon 120, Juli/August 1990. – ⁶ H. L. Mencken: Happy Days 1880–1892,

Alfred A. Knopf, New York 1940. H. L. Mencken: Newspaper Days 1899–1906, Alfred A. Knopf, New York 1941. H. L. Mencken: Heathen Days 1890–1936, Alfred A. Knopf, New York 1943. – ⁷ A New Dictionary of Quotations on Historical Principles from Ancient & Modern Sources, selected and edited by H. L. Mencken, Alfred A. Knopf, New York 1985, 14th printing. – ⁸ Andreas K. Winterberger: Albert Jay Nock, Schweizer Monatshefte, 72 (1992), 2, S. 171

Vorgeschichte und Grundlagen zum Ende der Geschichte

Ein geschichtsphilosophischer Beitrag von Martin Meyer¹

Kaum ein Artikel hat in der europäisch-atlantischen Geisteswelt in den letzten fünf Jahren soviel Resonanz gefunden wie Francis Fukuyamas «Ende der Geschichte?»² Martin Meyers neuestes Werk ist eines mit Tiefgang: Es konzentriert sich nicht auf die relativ naheliegende, aber meist auch oberflächlich empirische Kritik der These Fukuyamas, die ein Ende, einen Schlusspunkt der ideologischen Evolution der Menschheit infolge des Verlustes oder Absterbens jeglicher Konkurrenz oder Alternative zur rechtsstaatlich-liberalen und demokratischen Ideologie auf universeller, weltweiter Ebene postuliert. Meyer geht vielmehr von der Frage nach dem Ende der Geschichte als einem *Anthropologicum* aus und will «jener Hermeneutik zuarbeiten, welche Bedingungen und Bedingtheiten des Topos von der Posthistoire prüft». Diese ist nämlich eine der grundlegenden menschlichen Antworten auf die Wahrnehmung irdischer Zeit, der Ereignisse in ihr (kurz «Geschichte» genannt) und der Ängste

und Hoffnungen, die letztere in den Menschen auslösen³.

Zur Vorgeschichte

Bedenkt man nämlich die (Vor-)Geschichten vom Ende der Geschichte, so erscheint diese Vision als dem Repertoire okzidentaler Geschichtsphilosophie zugehörig. Die Aufklärung – etwa Condorcet – hat sie verzeitlicht, nicht eliminiert. Ihr Erbe ist es, vielleicht niemals ein Ende zu haben, doch im Sinne Kants von der regulativen Idee des Endes nicht abkommen zu können.

In unserem Jahrhundert lieferte Arnold Gehlen einen wichtigen genealogischen Beitrag, wenn er der Etablierung der «Posthistoire» genannten modernen Befindlichkeit nachgeht: Säkularisierung des Fortschritts durch Planung und Automatisierung der Konsumbedürfnisse, «End- und Überraschungslosigkeit» sind hier die institutionensoziologischen Stichworte. Meyer

hält ihnen m. E. zu Recht die Realität der (gerade auch politischen) Ideen und Überzeugungen entgegen und zeigt so an Gehlen «*die Schwierigkeit jeder Geschichtsphilosophie, dass sie, aus Gründen der Selbsterhaltung, die Alternativen wegdenkt*».

Den Vorwurf der Vernachlässigung der Ideen für die Gestaltung der Wirklichkeit kann man gerade Fukuyama nicht machen, denn es ist präzise ein explizit an *Hegel* angelehnter Prozess des Weltgeistes, der sich in seiner These der Erfüllung der Forderung universeller Anerkennung im liberal-demokratischen Staat realisiert. Meyer erweist sich als einer der wenigen Kritiker, die Fukuyama nicht nur pauschalisierend verwerfen, sondern dessen Geschichtsphilosophie kritisch versteht und auf Überraschendes abklopft: Gerade auch das dem Artikel folgende Buch Fukuyamas – «*The End of History and the Last Man*». New York 1992 (dt. München 1992) – zeigt raffiniertes Weiterdenken einer zur Notwendigkeit statuierten, irreversibel verstandenen Grundthese, aber immer auch elegantes und unvermittelt Markieren von Unerledigtem: Im Artikel war es die pathetische Prospektive der «traurigen Zeit», im Buch das Übersteigen der für *Alexandre Kojève* durch die Arbeit und notabene im stalinistischen Kommunismus zu realisierenden Gleichwertigkeit der Anerkennung (*Isothymia*) in einem neuen Spannungsgefüge von liberaler Ökonomie und liberaler Politik. Für letztere postuliert Fukuyama nun die Notwendigkeit von etwas Irrationalem, einen in politischer Bürgerkultur sich manifestierenden «*Stolz auf das politische System der Demokratie*» – und dies prospektiv in einer Grossvision einer totalen Demokratisierung der Welt. Solches sowie die moralischen Appelle zur Stär-

kung des Gemeinwohls, zur Pflege des Bürgerbewusstseins, sind zwar nicht neu, aber, wie Meyer zu Recht moniert, listig und widerspruchsträchtig zugleich.

Kojève als pivotale Figur

Der bereits genannte Alexandre Kojève ist allerdings nicht nur die wichtigste intellektuelle Quelle für Fukuyama, sondern eine an sich höchst bemerkenswerte Geistesgrösse des 20. Jahrhunderts. Schon von der Biographie her: 1902 als Alexander Kojevnikow in grossbürgerlichen Verhältnissen in Moskau geboren, 1920 Emigration nach Berlin und daselbst sowie in Heidelberg Studium der Philosophie, in welcher er auch 1926 bei *Karl Jaspers* über die Religionsphilosophie *W. Solowjeffs* promoviert. Dann übersiedelt er nach Paris, studiert an der *Sorbonne* u. a. orientalische Sprachen, verkehrt in den Kreisen des russischen Exil-Philosophen *N. Berdjajew* und korrespondiert ausgiebig mit seinem Onkel *Wassily Kandinsky*. Von 1933 bis 1939 hält er, seinen Freund und Mentor *Alexandre Koyré* ablösend, ein Seminar über Hegels «*Phänomenologie*» an der *Ecole pratique*, auf das zurückzukommen sein wird. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wird er hoher Berater im französischen Wirtschaftsministerium. Er stirbt anfangs Juni 1968 während einer Tagung des Gemeinsamen Markts.

Trotz eines vielfältigen intellektuellen Interesses bleibt sein Name vornehmlich mit seinem Seminar verbunden, das im Zuge einer Hegelentdeckung die wichtigsten intellektuellen Figuren Frankreichs der Nachkriegszeit direkt schon als Studenten persönlich prägt; bezeichnenderweise wird es als «*Introduction à la lecture de Hegel*» 1947

von Raymond Queneau editiert. Was Berdjajew in seiner christlichen Kritik an der marxistisch-leninistischen Eschatologie artikuliert – die Revolutionäre strebten ja letztlich nur nach bürgerlicher Anerkennung –, als Sinnentdeckung der innerweltlichen Katastrophen bereits *«das Ende der Geschichte»* genannt, und was vor ihm schon Solowjew mit einem viel höheren philosophischen Anspruch theosophisch formuliert hatte, wird bei Kojève radikal atheistisch umgedeutet. Ein zweiter, erfolgreicher Turmbau zu Babel erscheint möglich, *«denn zur philosophischen Erkenntnis gehört, dass der Mensch stufenmässig sich von den Ideen göttlicher Vormacht befreit, um schliesslich im positiven Zeitalter die Geschichte zu vollenden»*.

Im Zentrum steht dabei eine exklusiv diesseitige Lektüre Hegels, insbesondere des Abschnittes über *«Herrschaft und Knechtschaft»* der *«Phänomenologie des Geistes»*, in der sich die Dialektik in der (welt-)verändernden Arbeit des Knechts über die Produktionen von Ideologien – zuletzt die christliche mit dem Sprengsatz der allgemeinen Gleichheit vor Gott – und der Realisierung des Bewusstseins der Freiheit verwirklicht, an deren Ende die Französische Revolution und Napoleons Triumph in der Schlacht von Jena steht. Anthropologisch verwirklicht sich für Kojève die Endstufe des Movens der Geschichte, der Anerkennung, im *«Etat universel et homogène»*, wo der freie Bürger *«zugleich Herr und Knecht und damit keines von beiden mehr, sondern der <synthetische> oder <totale> einzige Mensch ist»*. Weder Kojèves Ironie, noch seine persönliche Aversion gegen Stalin oder seine spätere, im übrigen von Kollegen als *«reaktionär»* beurteilte Beamtenarbeit hindern Meyer daran, klar das theoretische Faszinosum Kojèves

herauszuarbeiten, dass nämlich – und dies ist durchaus auch wichtig für die Uminterpretation Fukuyamas – dieser Staat in letzter Konsequenz nur ein stalinistischer Weltstaat sein konnte.

Hegels eigene Beschreibung (und sein Verweis auf Napoleon) antizipierte als Selbstbetrachtung des noch nicht (Welt-)Citoyen gewordenen Bürgers mithin nur der Weisheit letzter Schluss, war aber selbst historisch noch verzögert. In einer solchen, Hegel seiner christologischen wie phänomenologischen (im Sinne des Ganges des Selbstbewusstseins) Dimension entkleidenden, historisierenden und *«überscharf atheistischen Lesart»* wird mit der universalen Anerkennung die verzeitlichte Anthropologie ausgelöscht, und *«das Ende der Geschichte als das Ende des Kampfes um Anerkennung bedeutet deshalb zwangsläufig auch das Ende des Menschen»*.

Politisch ist noch ein weiteres Ergebnis wichtig, das die zu Lebzeiten nie publizierten Skizzen Kojèves zu einer *«doctrine de la politique française»* und zu einer phänomenologischen *«Rechtsphilosophie»* sowie seine bald folgende Tätigkeit als Berater im französischen Wirtschaftsministerium betrifft; sicher trifft die mehrmals geäußerte Vermutung Meyers zu, dass für Kojève die Philosophie zu diesem (end-)geschichtlichen und den Menschen als biologischen Automaten begreifenden Zeitpunkt systematisch wie persönlich ihre Aufgabe erfüllt hatte und damit obsolet geworden war. Um so mehr beschäftigen ihn allerdings politische Modifikationen und letztlich wohl auch zivilisationskritische Bedenken: In einer Zeit, wo nach einem Diktum von Carl Schmitt *«die Epoche der Staatlichkeit zu Ende (geht). Darüber ist kein Wort mehr zu verlieren»*⁴, sieht auch Kojève die

Lösung in der Reichsidee: Wie gesagt, vorerst in der stalinistischen, angesichts des wachsenden und als bedrohend empfundenen massenzivilisatorischen Erfolgs der USA in einem kulturellen, unter der Vorhut Frankreichs und *De Gaulles* stehenden und strukturell der katholischen Kirche angelehnten «*empire latin*», später (doch schon 1959!), nach einer (allerdings schon durch frühes Interesse am Buddhismus alimentierten) «Konversion» auch in einer Japanisierung der westlichen Welt oder in einem intelligenten, «marxistischen» Kapitalismus à la *Henry Ford*.

Carl Schmitt als apokalyptischer Warner

Es war präzis Carl Schmitt, der solche Zivilisationskritik noch potenzierte, dies schon in seinem ersten grossen kulturkritischen Essay, dem erstmals 1923 erschienen «*Römischer Katholizismus und politische Form*». Es ist eine grosse Leistung Meyers, die antipodischen Abstossungen, aber auch die Anziehungen und Gemeinsamkeiten im Verhältnis Schmitt/Kojève detailliert aufzuarbeiten. Bis anhin war nämlich Kojève aufgrund einer sehr positiven Äusserung gegenüber *Jacob Taubes* nur das Stichwort für andächtige Blicke der Schmitt-Schüler gen Meisterhimmel! Für beide «*stand die angemessene Besetzung des Eschatologischen auf dem Spiel*», aber die Kojèvesche Vision vom Ende der Geschichte war für Schmitt gerade die politikreine – weil die Unterscheidung von Freund und Feind als Kriterium des Politischen verabschiedende –, liberale Schreckensvision, gegen die er sein Leben lang anrannte, was sich immer mehr in der tiefen Ablehnung der angelsächsischen Welt und in seinem Antisemitismus⁵ verdichtete.

Kernstück ist hier eine Korrespondenz zwischen Kojève und Schmitt in den Jahren 1955–57, «*deren Bedeutung aus dem Kampf um die Geschichte und ihr Ende lebt*». Offenbar ausgehend vom «*Nomos*»-Aufsatz Schmitts aus dem Jahre 1953 dient sie der Bestätigung ihrer wichtigsten Gemeinsamkeit, dem bereits zitierten Ende der Staatlichkeit, doch trotz einiger Höflichkeiten bleiben die Positionen einerseits der via «*american way of life*» homogenisierten Weltstaatsvision Kojèves, andererseits Schmitts manische und die Geschichte alimentierenden Weltdualismen von Ost und West, Land und Meer unverrückbar. Dass Meyer auch in Schmitts «*trüber Quelle*» (*Hasso Hofmann*), den nun als «*Glossarium*» publizierten privaten und Tagebuchaufzeichnungen, fischt, ist ihm nicht zu verargen: Hier wird Schmitts Selbststilisierung zum katholischen Aufhalter zivilisatorischer Akzelerationen oder zum Kämpfer gegen die «*totale Präsenz des Diesseits*» nur noch unterstrichen.

Mit dem Einbezug von *Leo Strauss* entspannt sich ein in den fünfziger Jahren auch chronologisch überlappendes Dreiecksverhältnis: Der 1899 geborene «*jüdische Gelehrte*»⁶ hatte 1932 eine ausgreifende Rezension zu Schmitts «*Begriff des Politischen*» veröffentlicht, deren Verdienst Meyer schön herausstreicht – und der sich Meyer wohl selbst mit diesem Buche verpflichtet fühlt –, nämlich: verdeckte Prämissen offenlegen, das Verhältnis zwischen dem esoterischen und dem exoterischen Anspruch philosophischer Wahrheit explizieren. Mit Carl Schmitt, der seine Bewerbung um ein Stipendium der *Rockefeller Foundation* nach Paris unterstützt hatte, stand Strauss 1932 in brieflichem Kontakt. Später in den fünfziger Jahren aber auch mit Kojève, als er nach der Flucht

aus Deutschland und einigen Jahren in England ab 1949 in Chicago als Professor für Politische Philosophie eine bleibende und äusserst einflussreiche Wirkungsstätte gefunden hatte⁷. Strauss, ein distinguiertes, bildungskonservativer und «kein aufgeklärt-militanter Demokrat», artikulierte nun gegenüber Kojève – wie schon in seinen Büchern, insbesondere «*Naturrecht und Geschichte*» (engl. 1953, dt. 1977) – die Gegenposition der politischen *philosophia perennis*, vor allem der antiken *Polis-Klassiker* und von *Nietzsches* zivilisationskritischen Vorbehalten, und dies zum Skandal Kojèves unter Auslassung von Hegel und Marx, was Kojève zu diversen Rohfassungen der grossen These von «*End of History*» provoziert. Strauss ist der zweite «Aufhalter», aber wie vor allem die Voten im Gemeinschaftswerk mit Kojève zu Xenophons «*Hiero*» zeigen, dabei einer in der antiken Tradition ewigen und zeitlosen, aber auch der vielfältigen und störrischen Natur des Menschen eingedenkenden Weisheit verpflichtet – in die sich einzuhören es nicht apokalyptischer Erregtheit wie bei Carl Schmitt bedurfte, sondern einer Kombination von «*Liebe zur Philosophie mit (der Disposition von treffenden) natürlichen Vorlieben*»⁸.

Einer Antwort auf die Frage, ob und wie nun das Ende der Geschichte komme, enthält sich der Autor in weiser

Klugheit – oder, im Schlussabschnitt, in pointillistischer Diffusion, Aber zur Klärung beigetragen zu haben, wie sich diese Frage gerade auch in unserem Jahrhundert artikulieren und solch konträre und z. T. im Dialog erarbeitete Antworten finden konnte, ist kein geringes Verdienst. *Daniel Brühlmeier*

¹ Martin Meyer: *Ende der Geschichte?*, München / Wien: Carl Hanser 1993. – ² *End of History?*, in: *The National Interest*, Nr. 16, Summer 1989, S. 3 ff. – ³ Eine grundsätzlich andere, sicher ebenso paradigmatische wie die hier geschilderte Antwort ist die von der Kontingenz dominierte Machiavellis; s. dazu das monumentale Werk von J.G.A. Pocock: *The Machiavellian Moment. Florentine Political Thought and Atlantic Republican Tradition*, Princeton 1975. – ⁴ So im Vorwort zu: *Der Begriff des Politischen*, Berlin: Duncker & Humblot 1963, S. 10. – ⁵ S. dazu nun auch meinen Beitrag Carl Schmitt und die Philosophie, in: *Studia philosophica*, 52 (1993), S. 199 ff., insbesondere 208 ff. – ⁶ So Schmitt in seiner *Leviathanschrift* von 1938 (Köln-Löwenich 1982, S. 20), z. T. wohl durchaus mit einer gewissen Anerkennung, andererseits aber auch im Sinne des von ihm selbst propagierten «literarischen Judensterns» (s. dazu Bernd Rüthers: *Carl Schmitt im Dritten Reich*, 2. Aufl., München 1990, S. 101). – ⁷ In der amerikanischen Politikwissenschaft gibt es die sogenannte Strauss-Schule: noch heute ist man in diesem Fach entweder «Straussian» oder man ist es nicht. – ⁸ So meine Übersetzung und sinngemässe Artikulation eines Zitates von Strauss auf S. 202.

Hinweise

Eine Führung durchs deutsche Theater

Vielleicht ist dies die richtige Einstimmung zu Beginn der Theatersaison auch bei uns. Man muss sich darunter nicht eine allzu ernsthafte und allzu gelehrte Darlegung vorstellen, sondern ein freches, ironisches Buch eines Theaterkritikers, der es nicht lassen kann. «*Letzte Vorstellung*» heisst schon der Titel, und der Verfasser, *Gerhard Stadelmaier*, ist Redaktor und Theaterkritiker im Feuilleton der «*Frankfurter Allgemeinen Zeitung*». Wenn er zum Beispiel auf zeitgenössische Dramatik zu sprechen kommt, erinnert er sich an Karl Valentin, der einmal in einer seiner Szenen aufgeregt davon erzählte, dass er «einen Käs' gefressen hätt' – aber nur im Traum.» Damit deutet er an, dass auch das, was auf die Bühnen kommt, ein «Drama-Drama» ist: ein Als-ob, ein Spiel im Spiel, welches das Theater in der Regel gegen das Draussen abschottet. Über den Intendanten, über den Autor, den Regisseur und selbstverständlich über den Schauspieler fallen treffende und auch beissende Bemerkungen. Stadelmaier schont aber auch den Berufskollegen Kritiker und damit sich selber nicht. Eine gescheite und vernünftige Lektüre (*Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 1993*).

Biographien

Edda Ziegler: Heinrich Heine Leben – Werk – Wirkung

Hier haben wir es mit einer Text- und Bilddokumentation zu tun, mit einem reich illustrierten, grossformatigen

Band, der durch Zitate, Reproduktionen, zeitgenössische Bilder und Karikaturen ebenso zum Leser und Betrachter spricht wie durch die verbindenden Zwischentexte der Verfasserin. *Edda Ziegler* ist Literaturwissenschaftlerin an der Universität München, wo sie sich bereits in der Heine-Forschung hervorgetan hat. Der Aufbau ihrer ansprechenden Darstellung ist konventionell: Kindheit, kaufmännische Startversuche, Studienjahre, Schriftstellerei als Brotberuf sind Gegenstand der ersten Kapitel. Es folgt ein Abschnitt über Reiseliteratur, über die Lyrik Heines und dann über den freien Schriftsteller in seinem Kampf mit der Zensur. Die Darstellung ist anregend, die angeführten Dokumente und die Bilder ergänzen den Text. Die Figuren des jungen Deutschland, die journalistischen Arbeiten und die Berichte Heines vom Schauplatz der Weltgeschichte kontrastieren mit den Zeugnissen aus der Privatsphäre (*Artemis & Winkler Verlag, Zürich 1993*).

Michael Hepp: Kurt Tucholsky Biographische Annäherungen

Von Tucholsky hat man sich voreilig ein Bild gemacht. Ob es richtig oder falsch sei, war dabei weniger wichtig als das Hochgefühl der einen, einen wortmächtigen und wendigen Mitstreiter zu haben, und die Lust der andern, in diesem «linken Literaten» eine Zielscheibe für ihre Angriffe. Darum ist es am Ende verständlich, dass *Michael Hepps* «biographische Annäherungen» als Denkmalschändung empfunden wurden. Denn nach der Lektüre dieses gründlich recherchierten, wenn auch vom Verfas-

ser selbst nicht als «definitive Biographie» verstandenen Buches ist eines klar: Tucholskys Entwicklung ist widersprüchlich, führt von opportunistischer Anpassung zur Erkenntnis der eigenen Verführbarkeit und dann allerdings auch zur scharfen und bitteren Kritik am Militarismus. Michael Hepp ist Mitarbeiter der Kurt-Tucholsky-Forschungsstelle an der Universität Oldenburg, wo er auch Mitherausgeber der wissenschaftlichen Gesamtausgabe der Werke Tucholskys ist. Er hat viele Zeitzeugen befragt, ferner die Briefe und Tagebücher der Mary Tucholsky, die bisher gesperrt waren, ebenso konsultiert wie die Dokumente über Tucholskys letzte grosse Liebe zu der Zürcher Ärztin Hedwig Müller. In seinen «Annäherungen» setzt er das Mosaik seiner Recherchen zusammen. Tucholsky, der Publizist und Schriftsteller, der mit Bezug auf sich selbst gesagt hat, das breite Publikum wolle den Unfehlbaren, den, der sich nie irre, ist sich selbst bewusst, wie sehr er selbst verführbar, wie sehr er ein Suchender ist. Und sein Biograph gesteht, im Laufe seiner Arbeit habe sich sein Verhältnis zu Tucholsky geändert: *«Gerade dadurch, dass er Ecken und Kanten zeigte, dass er eben nicht ein stromlinienförmiger linker <Heiliger> war, wurde er mir immer sympathischer. Denkmäler verstellen nur den Zugang zu Werk und Person»* (Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1993).

Adolf Wölfli: Geographisches Heft No. 11

Seit der Gründung der Adolf-Wölfli-Stiftung im Jahre 1975 ist das Werk des Malers und Schriftstellers in der Waldau durch Ausstellungen und Monographien, vor allem aber durch die Heraus-

gabe der Schriften und Zeichnungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. 1985 erschien, zur Eröffnung der Werkausgabe, «Von der Wiege bis zum Graab». Neu liegt vor: «Geographisches Heft No. 11.» Als Herausgeber und Kommentatoren der sorgfältig edierten Bände zeichnen Elka Spoerri und Max Wechsler. Die Leiterin des Wölfli-Archivs im Kunstmuseum Bern und der langjährige Wölfliforscher waren nicht nur, zusammen mit dem Verlag, um eine mustergültige Präsentation des Textes und der Bilder bemüht, zu denen sie einen ausführlichen Stellenkommentar erstellt haben, sondern sind ausserdem mit zwei erhellenden Aufsätzen im Anhang vertreten. Elka Spoerri geht der Entstehung von Adolf Wölfli's erzählerischem Werk nach, das in den dreissig Jahren seines Aufenthaltes in der bernischen Irrenanstalt heranwuchs. Im schriftlichen Nachlass Wölfli's

UNSERE "FEU" jetzt auch im 5er Etui erhältlich!

Ihren
"Lieblings-Stumpen"
erkennen Sie auf
den ersten Blick...

... auf den
zweiten Blick
erkennen Sie Ihre
"FEU" jetzt auch
im 5er Etui.



Cigarrenfabrik A. Wuhrmann & Cie. AG, 4310 Rheinfelden
Tel. 061/831 54 33 - Fax 061/831 24 54

befinden sich 45 grossformatige Bände mit insgesamt 25 000 beschriebenen Seiten. Dazu kommen 1600 Zeichnungen und über 1600 Collagen. Der Insasse der Waldau hat sich eine ganze Welt erschrieben und bildlich vorgestellt. Zuerst begann er mit einer Art Autobiographie, einer erfundenen Lebensgeschichte. In den «*Geographischen Heften*» sodann haben wir es mit Entdeckungsreisen, mit seiner Entdeckung und Organisation der Welt zu tun. Man müsste eigentlich eher von einer «Schöpfung» sprechen, denn wiederum erfindet Adolf Wölfli Länder und Städte, Gebirge und Meere, gründet Kirchen, Schulen, Spitäler, Elektrizitätswerke und Eisenbahnen. Im Beinamen dieser Gründungen erscheint der Zusatz «St. Adolf», schliesslich ist er der Stifter, der alles ermöglicht hat. Wo immer man sich in diese imaginierte Schöpfung vertieft, wird man die Einbildungskraft dieses Mannes bewundern. Aber er-

staunlicher noch fast ist seine «sprachschöpferische» Leistung. Max Wechsler geht ihr in seinem Aufsatz «Welt-Schreiben – Schreib-Welten: Adolf Wölfli als Sprachmeister» nach. Jenseits aller Konventionen ist hier ein schriftstellerisches Œuvre entstanden, dessen Antrieb «Masslosigkeit» und «Vermessenheit» sind und dessen Autor sich «im Freiraum der Krankheit» weder an Muster noch an Regeln zu halten hatte. Erstaunlich aber ist, wie er zu seiner eigenen Sprache findet, mit seiner Sprach-Potenz spielt und schliesslich Melodie und Rhythmus eines einzigartigen und persönlichen Stils entwickelt. Max Wechsler erörtert auch – in einer «*Abschweifung über Robert Walser*» – «*die Parallelen gleichzeitiger Verwandtschaft und Gegensätzlichkeit zwischen den beiden Autoren*», zum Beispiel die Internierung als Psychiatriepatienten, die «*megalomanische Expansion des Werks bei Wölfli, der Rückzug auf die Konzentration der Mikrogramme und das schliessliche Verstummen bei Walser.*» Die Werkausgabe Adolf Wölfli erscheint im Verlag Gerd Hatje, Stuttgart.



André Gide: Gesammelte Werke in zwölf Bänden

In der in Stuttgart bei der *Deutschen Verlagsanstalt* erscheinenden Gesamtausgabe in deutscher Sprache liegt neu der Band IX vor, der dritte in der Reihe der erzählenden Werke. Er enthält den Roman «Die Falschmünzer» und «Tagebuch der Falschmünzer». Als Übersetzerin zeichnet *Christine Stemmermann*, die Ausgabe selbst wird herausgeberisch betreut von *Raimund Theis*, der zum vorliegenden Band auch das Nachwort geschrieben hat, und *Peter Schnyder*.